Ich bin 1941 in Marseille geboren, da waren meine Eltern schon seit mehr als 3 Jahren in Frankreich – mein Vater hat dort 1937 politisches Asyl als aktiver, österreichischer Kommunist erhalten. Er hatte in Wien Physik studiert (und auch seine erste wissenschaftliche Arbeit publiziert), bevor er im Juli 1934 von der Universität Wien relegiert und von allen österreichischen und deutschen Universitäten gesperrt wurde. Er war zuerst in Paris an der Sorbonne angestellt; meine Mutter kam ihm 24 Stunden vor dem Anschluss nach. Im Herbst 1938 wechselte er auf ein wissenschaftliches Institut in Caen. Meine Mutter meinte immer, Caen sei die hässlichste Stadt der Welt. Das mag damit zu tun haben, daß sie dort ihr erstes Kind verlor.

Meine Eltern erlebten den Kriegsausbruch im September 1939 in Caen; meine Mutter verließ die ihr so verhasste Stadt Richtung Süden, in die freie Zone, mit einem kleinen Koffer, in der festen Überzeugung bald wieder zurückkehren zu können. Mein Vater wurde von den französischen Behörden in ein Internierungslager verwiesen. Um entlassen zu werden, hatte er die Wahl: Fremdenlegion oder Arbeitsdienst. Er meldete sich zum Arbeitsdienst und wurde für „*apte*“ - also tauglich – erklärt. Damit wurde er *Prestataire*.

Aus der Rückkehr nach Caen wurde nichts; im Gegenteil, das erste Stadium der Flucht ging bis Limoges. Dort teilte meine Mutter ein Zimmer mit drei anderen Frauen, deren Männer auch im Lager waren. Die vier Frauen schlugen sich mit Heimarbeit durch.

Dann fand meine Mutter Arbeit in der Poupponiere, einem Kinderheim, in dem auch Jeanne eine Zeit lang war. Mein Vater kam zwischendurch auf Besuch. Aus dieser Zeit gibt es ein paar Fotos. Eines hat bei meiner Mutter überlebt; mein Vater in Uniform, sie mit Hut, in einem Café in Limoges. Ich bin sozusagen noch „unterm Tisch“. Ein zweites fand meine Tochter vor ein paar Jahren zufällig in einem NYer Archiv.

War es die Schwangerschaft mit mir, die meiner Mutter den Posten gekostet hat? Oder die Aussicht auf bessere Arbeit als *Prestataire* für meinen Vater in Marseille? Ich weiß es nicht.

Das ist ein Refrain, den Sie von mir heute Abend sicher öfters hören werden: Ich weiß es nicht, weil ich mich an kaum etwas erinnern kann. Und, weil die paar Erinnerungsfetzen, die mir geblieben sind, kaum belegbar sind. Abgesehen von ein paar lustigen Widerstandsgeschichten, weigerten sich meine Eltern *par tout* nach dem Krieg über das Erlebte zu sprechen. Aber auch wenn sie gesprochen hätten, hätte es mir vermutlich wenig genützt. Schließlich waren wir in Frankreich länger getrennt als zusammen.

Aber eins nach dem anderen.

Wie schon gesagt: ich kam in März 1941 in Marseille auf die Welt. Wir lebten legal. Mein Vater arbeitete in einer Suppenwürfelfabrik; meine Mutter im Haushalt des Fabrikanten. Anfang Juni 1941 beantragten meine Eltern für mich die französische Staatsbürgerschaft „*par declaration*“. Der Antrag lief fast ein Jahr lang, bis am 23. April 1942 ein mir unbekannter *M. le Juge de Paix*, ein Richter in Sommières, meinen Staatsbürgerschaftsantrag ablehnte. Als jüdisches Kind stand mir die französische Staatsbürgerschaft nicht mehr zu. Somit war jede Illusion vorbei – die ganze Familie war zweifach gebrandmarkt, als Kommunisten und Juden.

Aber das war auch schon fast egal, schließlich hatte uns Hitler in der Zwischenzeit erneut einen Strich durch die Rechnung gemacht. 14 Tage nach meinem ersten Staatsbürgerschaftsantrag fiel die Wehrmacht in die Sowjetunion ein. Somit war’s auch aus mit dem bis dahin geltenden Widerstandsverbot der Kommunisten. In der unbesetzten Zone bedeutete das für meine Eltern, daß sie wieder aktiv wurden. Ich kann mir vorstellen, daß es vielleicht auch eine Erleichterung war. So absurd das klingen mag, ich denke das ideologische Verbot des Widerstands war für sie schwer auszuhalten. Resistance war notwendig – und wieder erlaubt – und sie stellten sich der Herausforderung.

Allerdings muss ich diesbezüglich noch etwas erwähnen. Wie viele deutschsprachige kommunistische Emigranten hatten sich meine Eltern für mexikanische Visa beworben. Ende November 1941 wurden diese auch genehmigt. Es bestand also eine konkrete Rettungsmöglichkeit. Wieso sie diese nicht verwendet haben?

Ich weiß es nicht.

Vielleicht ging ihnen das Geld aus. Vielleicht war es eine Trotzreaktion – einer ihrer Freunde in Marseille, der Maler Heinrich Sussmann, soll damals gesagt haben: „Ich lass mich von diesem Hund Hitler doch nicht quer um den Erdball jagen!“ Vielleicht war es wirklich so wie sie es nach dem Krieg dargestellt haben: die Welt retten war wichtiger als sich selbst. Und wichtiger als ihr eigenes Kind – schließlich galt es ja tausende Kinder zu retten!

Möglich ist auch, daß es nicht nur der eine Grund war. Vielleicht war es eine Kombination mehrerer Gründe?

Ich weiß es nicht.

Ich weiß allerdings – und das weiß ich aus Nachkriegserzählungen – daß mit dem Einmarsch der Wehrmacht in die Vichy Zone im November 1942 die direkte Gefahr akut wurde. Ich war damals knappe 18 Monate alt. Unsere kleine Familie ging getrennt in den Untergrund. Ich wurde einer Sozialarbeiterin übergeben, die mich im OSE-Netzwerk unterbrachte. OSE ist das Œuvre de secours aux enfants, die selbe jüdische Organisation, die die Pouponniere in Limoges führte, wo meine Mutter 1940 als Pflegerin angestellt war.

OSE gibt es immer noch. Im OSE Archiv hat meine Tochter vor ca. 5 Jahren mein „Stammblatt“ gefunden. Ich, wie auch meine Eltern, werden dort mit unseren falschen Namen, *Savignac*, geführt. Es bestätigt wo ich bis zu Kriegsende versteckt war – ein kleines Dorf, nein eigentlich ein Weiler, der aus zwei Häusern bestand in der Haute Vienne. Dort war ich zu erst bei einer Familie die italienische Verwandte hatten, wo man also ohne allzu große Erklärungen abgeben zu müssen glaubhaft machen konnte, daß ich das Kind einer Cousine war. Dann wurde ich an ein älteres Ehepaar weitergereicht. Bei M. und Mme. Cambrouze war ich bis zu Kriegsende.

Wussten meine Eltern immer wo ich war? Ich weiß es nicht.

Dunkel kann ich mich an einen Besuch meiner Mutter erinnern. Sie wollte mit mir meinen dritten Geburtstag feiern – im Wirtshaus saßen angeblich lauter Wehrmachtsoldaten und ich soll laut gefragt haben „sind das die *boches* gegen die du kämpfst?“. Aus war’s mit dem Mittagessen mit der fremden Mutter. Ich kann mich daran nicht wirklich erinnern; das weiß ich hauptsächlich aus Erzählungen meiner Eltern. Vermutlich wollten sie damit veranschaulichen, in welche Gefahr das kleine Bisschen, das sie mir erzählten, die Familie gebracht haben könnte.

Andererseits kann ich mich sehr gut an die Feuerstelle im Bauernhaus erinnern. Da gab es einen gemauerten Vorsprung, fast eine Bank im Kamingewölbe, dort durfte ich schlafen. Und an ein einmaliges luxuriöses Butterbrot mit Honig, das ich in der Sonne auf der Hausstiege sitzend genoss. Meine Mutter behauptete nach dem Krieg steif und fest, letzteres sei reine Kinderfantasie. Es war Krieg, und die Bauern hatten selbst nichts zu essen. Ganz bestimmt hatten sie mir Butter **und** Honig nicht gleichzeitig geben können.

Woher sie das gewusst haben will?

Ich weiß es nicht. Sie war ja nicht dabei. Sie kam mich erst nach der Befreiung abholen – das war fast 2 Jahre später!

Wie gibt man ein Kleinkind ab? Ich habe selber zwei Töchter, und einen Enkel. Die Frage ist für mich also keineswegs akademisch. Was muss passieren, damit diese vollkommen unnatürliche Entscheidung das eigene Kind an wildfremde Menschen abzugeben vertretbar scheint? Wie viel Angst muss man haben, wie sehr muss man sich fürchten? Woher nimmt man die Gewissheit, dass die Familie getrennt bessere Überlebenschancen hat als gemeinsam? War der antifaschistische Kampf und Parteidisziplin ein höheres Gut als das Zusammenbleiben der Familie?

Ich weiß es nicht.

Alles das waren Fragen, die meine Eltern nicht besprechen konnten. Möglicherweise waren es Schuldgefühle, die sie daran hinderten – schließlich haben viele ihrer Freunde und Genossen nicht überlebt. Sicher wollten sie auch keine Zweifel aufkommen lassen – die entwürdigende Opferrolle lehnten sie bestimmt ab. Meine Eltern wollten glauben, dass sie ihr Schicksal selbst bestimmten.

Lange habe ich ihnen vorgeworfen, die Ideologie wichtiger zu nehmen als ihre Familie, die Prioritäten der Gemeinschaft höher zu stellen als die persönlichen, familiären. Daß ihre Entscheidung sozusagen „richtig“ war, weil es gut ausgegangen ist, ändert nichts an der Tatsache, dass sie mich mit 18 Monaten ganz eindeutig verlassen haben.

Im OSE Akt werde ich als „*petite fille obéissant et mignonne – un peu timide*“ beschrieben.

*Un peu timide* – ein bisschen zaghaft. Wen wundert es! Ich habe die 2 Jahre, die meine Eltern zuerst in Arles und Lyon und dann in den Cevennen und der Normandie im französischen Widerstand gekämpft haben, auch im Kriegsgebiet verbracht. Der kleine Weiler in der Haute Vienne war unweit von Oradour sur Glane, wo die Waffen SS im Juni 1944 das zahlenmäßig größte Massaker an der Zivilbevölkerung in Westeuropa verübten.

In dieser Situation ein bisschen verängstigt bzw. vorsichtig zu sein ist doch eindeutig sehr vernünftig. Aber spätestens bei meiner Ankunft in Wien am 30. April 1946, nach 9 Monaten in einem Kinderheim in Zürich, wo, meine Eltern meinten, ich wäre vorerst besser versorgt, war ich auch wütend. Ich war da gerade 5 Jahre alt. In einem ausgeborgten Auto holte mein Vater mich und meine Mutter vom Bahnhof ab. Auf der Fahrt durch das zerbombte Wien Richtung Laudongasse soll ich mich über die Verwüstung gewundert haben. Es muss erschütternd gewesen sein, nicht nur (aber auch) im Vergleich zu Zürich. Und dann, mit der festen Überzeugung eines Kleinkindes soll ich erklärt haben: „Geschieht ihnen schon recht!“.

Auch das weiß ich nur aus Erzählungen. Meine erste Zeit in Wien ist fast so dunkel wie die Kindheit in Frankreich und Zürich. Ich konnte kein Deutsch, und meine überforderten Eltern wussten sich nicht wirklich zu helfen. In ihrer unbeugsamen Art weigerten sie sich in ihrer Heimatstadt mit mir Französisch zu sprechen. Ich war genauso stur: ich weigerte mich gute 6 Monate lang überhaupt mit ihnen zu reden.

Deutsch gelernt habe ich dann für die von mir sehr geliebte Hausgehilfin. Meine Muttersprache Französisch kann ich heute nur mehr in Ausnahmesituationen!

Noch etwas was ich nicht wusste, aber zu akzeptieren gelernt habe: die Kindheit im Versteck und auf der Flucht, bzw. als „ungefragt nach Hause geholtes“ Kind, hat tiefe Spuren hinterlassen. Auch wenn ich mich an vieles nicht erinnern kann, bzw. ich vieles wieder vergesse, sobald meine Kinder es mir mit neuentdeckten fragmentarischen Dokumenten belegen, so sitzt die Erfahrung doch irgendwo, ganz ganz tief verschüttet. Aber jede Nachrichtensendung – egal welcher Krieg wo immer oder die derzeitige Flüchtlingskrise – trifft genau diesen Punkt. Da genügt dann ein Bild und die Wogen der Angst schlagen besonders hoch.

Die Kinder am Schirm kenne ich gut – das bin ich. Auch ihre Eltern – ob mit dabei oder von ihnen getrennt, in Sicherheit oder im Kriegsgebiet – sind mir vertraut. Die furchtbaren Entscheidungen die sie treffen müssen sind mir auch nicht fremd. Ihre Situation erkenne ich sofort.

Das weiß ich ganz genau.